

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Über unterlag eingekaufte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Verleger: Eberhard Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Dreißig Minuten

Religionsunterricht.

Von Adolf Matthias. (Nachdruck verboten.)

Herr Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat Dr. Adolf Matthias, der, wie unsere Leser wissen, in einer Reihe von Artikeln die Einführung des Religionsunterrichts in die Fortbildungsschulen entschieden befürwortet, sendet uns aus Anlaß des Kommis-

Die Kommission des Abgeordnetenhauses für die Beratung der Pflichtfortbildungsschulen hat beschlossen, dreißig Minuten wöchentlichen Religionsunterrichts in den Lehrplan dieser Schulen aufzunehmen. Man muß ja abwarten, wie im Plenum dieser Beschluß begründet werden wird, darf aber schon jetzt sagen, daß diese Begründung von überzeugender Kraft kaum sein kann.

Zunächst wüßte der Beschluß bei allen Lehrern, die wissen, welchen Wert auch die Zeit im Unterricht hat, wie eine pädagogische Ehrfurcht. Denn dreißig Minuten wöchentlichen Religionsunterrichts sind so gut wie gar nichts oder, besser gesagt, schlimmer als gar nichts. Welche Qualen verursacht, um ein Beispiel aus dem Unterricht der höheren Schulen zu wählen, die eine Stunde Geographieunterricht, die in einigen Klassen als eintägige und verlassene Größe dastehet? Wie wenig wird ihr geliebt, mit welcher Hast muß gearbeitet werden, um überhaupt etwas zu leisten! Wie muß sich der Lehrer abmühen, wie muß er ausfondern und immer wieder ausfondern, was das Unvermeidliche überall zu Ruh und Frommen des Wüchtigen zu entfernen. Und wie verzagt sieht er am Ende des Jahres auf seine Arbeit, bei der die Zeit ihm an allen Ecken und Enden gefloht hat, besonders die Zeit zu vertiefenden und eindringlichen Wiederholungen!

Und für den Religionsunterricht nicht mal eine ganze Stunde, sondern eine halbe? Fast ist man verführt, sich zu fragen, ob und die Herren, die dieses denkwürdigen Beschlusses Urheber sind, die Religionskunde mit der Frühstückspause verwechselt haben.

Einer von denen, die der Religion unbedingt ihren alten Ehrenplatz in der heutzutage Schule erhalten wollen, hat mir jüngst vorgelesen. Ich hätte mich mit meinen Anschauungen über den Religionsunterricht schon so in den politischen Redaktionsbüros hingehandelt, daß ich zum Kronzeugen der radikalen Linken in allen Schuffragen geworden bin, und daß mir der Boden unter den Füßen schwand. Dieser Kritiker mag sich beruhigen: meine Anschauungen über Pädagogik, besonders meine Anschauungen über den Religionsunterricht sind so tief eingegraben in eine lange Erfahrung, die nicht nur eine Erfahrung des Berufsstandes, sondern auch des Berufs und des Gewissens ist, daß ich den Dreißigminuten-Beschluß auch als eine religiöse Ehrfurcht betrachte für alle diejenigen, welche die Religion von jedem politischen Beiseigedam und von jedem politischen Einfluß fernhalten möchten, wie das ja bekanntlich auch der Wunsch des alten frommen Königs Wilhelm gewesen

ist, den er in so schönen Worten bei seinem Regierungsantritt ausgesprochen hat.

Mit dreißig Minuten Religionsunterricht schafft man diesem Lehrgenstand seinen Ehrenplatz, indem man ihn zum ständigen Lektürebücher. Der Religionsunterricht verlangt aber einen viel größeren Umfang an Zeit als beispielsweise der bezüchtete Geographieunterricht, weil er diesen Unterricht an Bedeutung und Tiefe weit übertrifft.

Derleibe Kritiker hat die geschmackvolle Wendung gebraucht mit freundlichem Seitenblick auf meine Anschauungen, wir seien jetzt bald wieder so weit, daß man „am liebsten Gott abschaffen möchte“. Das ist ja, Gott sei es gedankt, nicht möglich. Aber eins ist möglich: man kann den Unterricht von Gott verdrängen, oberflächlich machen, man kann ihn der Jugend verächtlich machen, man kann ihn ein Armutzeugnis ausstellen, indem man ihm unter den Lehrgenständen der Schule die unterste Stufe anweist, anstatt ihn in der Kirche und vor allem dort seine alte ehrwürdige, jung und alt anziehende Stelle wieder zu erobern. Mit dreißig Minuten wöchentlich wird das allerdings nicht gelingen.

Die zukünftigen Schweden.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

Z Stockholm, 3. Mai.

Aus den Erörterungen der hiesigen Presse über den neuen Handelsvertrag mit Dänemark klingt überall die Note der Befriedigung über die von Schweden erzielten Erfolge durch. Man spricht von einem Ausbruch der Jugendstimmung, aber nirgends wird der Gedanke laut, daß Grund befinde, den Vertrag anzufechten. Das „Stockholms Dagblad“ äußert folgendes Urteil: „Frage man nach dem Gevinn, der sich für jedes der beiden Länder bei dem Vertrag ergibt, so ist die Antwort einfach. Dänemarks Ausfuhr nach Schweden ist weit größer als unsere Ausfuhr nach Dänemark; deshalb können in vielen Fällen Zugeständnisse auf unserer Seite größere Bedeutung für Dänemark haben als die entsprechenden Zugeständnisse für uns. Es ist gewiss, daß unser Export nach Dänemark ein wichtiger Faktor ist und vor allem der Sicherheit einer mehrjährigen Abmachung bedarf. Jeder Gewinn muß schließlich mit einem Zugeständnis erkauft werden, doch dürfen wir unseren Unterhändlern für das gewonnene Resultat dankbar sein, das beide Länder Hauptinteresse gewährt hat. Unser Reichstag hat jetzt den Vertrag gutzuheißen oder zu verwerfen. Doch ist seine Annahme zu erwarten.“ „An dagligt allchanda“ schreibt: „Gewinn und Verlust wiegen sich auf. Wichtig ist imponiert, das Gewinnverhältnis durch seine Länge, doch ist auch das Verlustkonto bedeutend, da es so wichtigen Industrien, wie der Textil-, Eisenwaren- und elektrischen Industrie verminderten Schutz gewährt.“ (Neminder gegen den neuen autonomen, aber nicht gegen den bisherigen Tarif. Die Red.) „Aftonbladet“ schreibt: „Am morgen kann man von dem Vertrag sagen, daß er den status quo fortbestehen läßt.“ Auf beiden Seiten hat man Zugeständnisse in den Punkten gemacht, bei denen eine Verschärfung der früheren Forderungen bestehen war, doch scheint Schwedens Stellung in einigen Punkten, so bei bearbeiteten Steinen, verschlechtert zu sein. Bedauerlich ist auch, daß für die wichtige Fischereiwirtschaft die jetzt gestellten Zollsätze noch nicht einverstanden werden konnten. Die Interessen wichtiger schwebender Exportindustrien sind demnach nicht genügend wahrgenommen. Dennoch ist die Annahme des Traktats einem längeren Provisorium oder einem für beide Teile schädlichen Zollkrieg voranzuführen.“

Ein sozialdemokratischer Oberbürgermeister für Stuttgart?

(Telegramm unseres Korrespondenten)

Stuttgart, 5. Mai.

Die sozialdemokratische Partei hat in einer kürzlich verlaufenen Versammlung gestern Abend den Kandidatsvorschlag Dr. Lindemann als Kandidaten für die bevorstehende Oberbürgermeisterwahl aufgestellt. Hiermit ist das Vorpostenpatrouille, das den Wahlkampf einleitet, beendet. Der Wahltag selbst ist auf den 12. Mai festgelegt. Das Charakteristikum der württembergischen Gemeindeordnung ist, daß der Oberbürgermeister nicht von einem Magistrats- oder Stadtratskollegium, sondern direkt von der Bürgerschaft gewählt wird. Die Folge davon ist, daß der Kampf um den Posten in etwas amerikanischer Form ausfallen wird. Die Kandidaten — meist Oberbürgermeister anderer württembergischer Städte oder höhere Regierungsbeamte — dürfen sich nicht scheuen, in öffentlichen Volksversammlungen aufzutreten und ihre Bewerbungen mit lauter Stimme und schönen Programmen zu unterstützen. Eine Woche lang hält jeder Kandidat an jedem Abend in einem anderen Lokale diese Reden. Diesmal ist der Kampf durch die politische Lage freilich besonders aufregend. Die beiden Oberbürgermeister der letzten zwanzig Jahre waren Demokraten; da es keine Stichwahl gibt und lediglich die relative Mehrheit der Stimmen entscheidet, konnte bei den damaligen Wahlen der Kandidat, die Demokraten ihre Kandidaten ganz aus eigener Kraft durchbringen. Diese Zahlenverhältnisse haben sich nun beträchtlich verändert, und die einzige Partei, die Hoffnung hat, einen absoluten Sieg davonzutragen, wenn die anderen Parteien sich zerpfählen, ist die sozialdemokratische.

Es ziemt in letzter Stunde nur es nun ungewiß, ob die Sozialdemokraten einen eigenen Kandidaten aufstellen würden. Die Möglichkeit, daß der König die Wahl bestätigen wird, ist durchaus nicht ausgeschlossen. Jedoch was die Frage, wie sich ein sozialdemokratischer Oberbürgermeister zu den mit seinem Amt unersetzlich verbundenen Repräsentationspflichten stellen würde, noch ungelöst. An der gestrigen sozialdemokratischen Parteiversammlung war eine Resolution vorgeschlagen worden, wonach Dr. Lindemann sich verpflichten sollte, sich auch als Stuttgarter Oberbürgermeister in allen Fragen den Beschlüssen der Partei zu fügen. Lindemann erwiderte darauf ziemlich scharf, daß von einer derartigen Bindung eines Stuttgarter Oberbürgermeisters gegen seine Partei gar nicht die Rede sein könne, und die Stuttgarter Repräsentanten dem Kandidat ohne jede Einschränkung zugestimmt. Diese Resolution wurde mit mehr als zwei Dritteln Mehrheit angenommen, wodurch die Revisionisten über die Innenwegen einen großen Sieg errungen haben.

Dr. Lindemann gilt als ein sehr geschätzter und ruhiger Mann, dessen Begabung und Charakter von seiner Seite anerkannt wird. Seine eventuelle Befähigung als Stuttgarter Oberbürgermeister glaubt man aus einer Beurteilung des Ministers des Innern Dr. Bisschard herleiten zu können, der im Landtage ausgesprochen hat, daß einem Sozialdemokraten selbstverständlich wegen seiner politischen Gesinnung niemals die Befähigung verweigert werden würde, sondern nur in dem Falle, wenn er sich agitatorisch betätigt haben sollte, was ihn für eine derartige Stellung unzulässig machen würde. Da dies bei Lindemann nicht der Fall ist, so wird wahrscheinlich einer Befähigung nichts im Wege liegen. Mit der Ko-

Das Lichtspielzeug.

Von Fritz Engel. (Nachdruck verboten.)

Der „Saal“, in den ich mich, da er gerade verdunkelt war, nur mühsam hineinfand, war ein sehr langer und sehr schmaler Raum, ein Tunnel, ein Schlund, eine vierseitige Höhle. An der Wand waren hingen Silber- und Kupferverhüllte. Man mußte sich ganz von Tabakqualm verhalten, denn es wurde heimlich, aber mit vielem Preis geraucht. Der Saal war gegen den Vorraum und die Straße nur durch einen verschlossenen Vorhang geschützt, und so oft dieser Vorhang sich teilte, kam ein peinigender Lustzug am Boden entlang gestochen. Aber die Atmosphäre blieb immer gleich frisch und bestemmend, und sie war eben so unbestimmbar, wie der Raum, der über diesem Raum lag, in dem viele Menschen unauffällig ab- und zugehen, in dem viele ein kleines Kind auf, das dem Vater auf dem Schoß eingeschlossen war. Dann wieder rief ein Herr, der die Honneurs machte und einen Smoking von reicher Vergangenheit trug: „Die Damen müssen die Hüte abnehmen!“ Ein angetrunkenen Gott verlangte geräuschvoll nach Bier. Um neun Uhr wurde auf die weiße Fläche an der schmaleren Kopfseite des Saales ein Plakat projiziert: Kinder unter vierzehn Jahren müssen das Theater verlassen.“ Der zwölfjährige Junge vor mir kroch unter die Mantille der Mutter.

Das ist Volksunterhaltung in Berlin, vermittelt durch die Kunst des Bewegungsphotographen. Kurz gesagt: der Kientopp.

Ein großer, schön proportionierter und überreich geputzter Saal. Rückstuhl, eine Fülle von Licht, Logen in folgendem Gold- und gleich behandelten. Gigante Männer und Frauen, denen man das eigene Auto ansieht, gutes Mittelpublikum, Mädchen die sich jetzt getrennt kennen und sich noch sehr zärtlich anblicken. Für die Pause ein Foyer mit Promenadenlorenz, Kaviarbrötchen und Getränken in Champagner.

Das ist die Unterhaltung der oberen Zehntausend in Berlin. Alles hochmoed und „tolisch“, wie man es jetzt nennt. Kurz gesagt: der Kientopp.

Da bin in den letzten Wochen viel durch die Kinematographentheater gewandert. Es war manchmal ein Vergnügen,

es war mehr eine Arbeit. Hier und da war es ein Ergötzen, häufiger ein Gutessein. Ich sah, wie eine blendende und herrliche Gabe, die der noch namenlose Gott der Technik den Menschen geschenkt hat, zum Guten entwickelt werden kann, und ich sah noch öfter, wie sie mißbraucht wird, um alle guten Keime der Volkserziehung zu erstickten. Ich sah, wie der Kinentograph ein gewaltiger Kulturfaktor der Zeit werden könnte, und wie er im allgemeinen nur ein Manager mehr ist für den talenden Vergnügungsaal, der das arbeitssame Berlin an den Abenden einschlingt und betäubt.

Es gibt in Berlin 280 Lichtbildtheater, die für 120000 Personen alljährlich Platz bieten. Täglich für hunderttausendtausend Personen. Es darf niemandem gleichgültig sein, was für eine Rolle diese riesigen Menschenmassen in den gepulsten Sälen und nun gar in den vierseitigen Höhlen erhalten. Es ist nun unübersehbar und muß mit Laut ausgesprochen werden, daß die Filmfabriken und die Fachpresse und einige Schriftsteller zum Zerstören drängen, und daß letzte Erfolgschance erloschen sind. Der Film als Weltreisender, als Sittenschilderer, der uns mit lauter Schallkraft in fremde Zonen fortbewegt, liefert manchmal Ausgesprochenes. Mit der ganzen Wollust moderner Menschen, die noch in ihrer Erhaltungssucht unruhig sind und für ihre Phantasie und ihre Wirklichkeit den Schauspiel nicht oft genug ändern können, mit dieser Spannung kosmopolitischer Naturen sitzen wir vor dem perpetuum mobile des Apparats, der uns aus der Wüste in die Sodapolen, und von der schwarzen zur gelben Rasse führen kann.

Der theoretische Sieg des Kinentographen als Erziebers ist nicht zu leugnen. Der praktische Sieg hat erst noch ganz dürftige Resultate. Wenn ich die Programme der Lichtbildtheater studiere, und wenn ich dann ich, was wirklich gezeigt wurde, dann dachte ich an die Programme der anderen, der wirklichen Theater, die dem Beginn der Saison immer so viel Kunst versprechen und immer so sehr auf Kaffe halten. Ich sah, wie man vorher die Miene des Lehrers und Bildners aufsetzte, und nachher, gleich dem Malte eines Zingelängels, mit den Augen blinzelte und ein Anmerkscheln hatte und Gottes willen endlich bemerkt war, das zahlkräftige Unterhaltungsbedürfnis des Publikums nur ja nicht zu entäußern. Die Zensurbehörde ist scharf dahinter, daß man dabei nicht über die Stränge schlägt, und der Kino nicht ins Anstößige ausartet. Aber was nur immer im Rahmen des Erlaubten möglich ist, und was sich, wenn nicht mit den Bildern, so doch wenigstens mit den Titeln erzielen läßt, wird

breit aufgetischt. Die belehrten Programmpunkte indessen bleiben auf dem gedruckten Programm. Ich behaupte das für die meisten Veranstaltungen, natürlich nicht für alle. Was oft habe ich mich, wenn ich das Programm in Händen hielt, auf eine Nummer aus der weiten Welt getrennt, auf die Anschauung fremder Dinge und Menschen, auf Wunder der Natur, die sich im Flug der Serienbilder enthüllen sollten. Die Nummer kam nicht. Es blieb beim Spielzeug. Ganz unten auf dem Programmem steht ja: „Mendierungen vorbehalten.“

Aber ich sah den „Keuigen Hebräer“ und „Das gefährliche Alter“ und den „Hebräerfall der Wollfische“ und „Die Rache des Vaters“ und „Amor im Segelboot“ und „Das elterliche Kind“. Alle Kapitelüberschriften der schundhaftesten Schundliteratur werden in den Kientopp von neuem lebendig, und in vornehmigen Straßen stehen an den Hauswänden am Eingang der Lichtbildtheater Plakate, so roh in der Farbe, so brutal im Gegenstand, so anreißerlich und pöbelhaft, wie man sie kaum noch an den Zaubertischen der Jahrmärkte in der Provinz trifft.

Das ist der Rückblick, den der Fortschritt alles Ledigen, obgleich es auch anders sein könnte, unserer Zeit bringt. Wir umhüllen das Alter der Entwöhnung mit Vergangenen und sozialen Maßnahmen, schmücken für Volkskunst, verbreiten gute Kritik, machen ein ganzes Studium aus dem geistigen und seelischen Bedürfnissen der Masse; und hier, getragen von einer der genialsten und tüchtigsten Erfindungen, strömt uns die Seuche eines maßlosen Ungeheimnisses ins Land.

Am schwersten wird in den sogenannten Phantasiestücken gesündigt und vollends in den für den Kientopp zurechnungsfähigen Dramen. Alles, was ein strenger Kunstwille zu verpönnen gelernt hat, alles, was von der ersten Schaubühne entfernt worden ist, drängt sich nun wieder pathetisch und lärmend ein. Die ganze Hebräerliteratur, die erlosene Verjährtheit, die aberne Schandliteratur und demotische Schandliteratur der Solvaterdramatik, die in schwerer kritischer Arbeit zu Boden geschlagen und zu Tode gelichtet worden ist, dies alles ist von neuem und in seinem letzten und größten Ausdruck da. Wiederum hat man statt der Erlebnis der Widerbogen, und die Kalleffekte an Stelle des Einbilds in menschliche Vorgänge. Es wird auf der Lichtspieltheater wieder gemordet, überfallen und geraubt und möglichst schmerzhaft gefoltert, mit Zudungen, die man gehoriam mitruft, um sich im nächsten